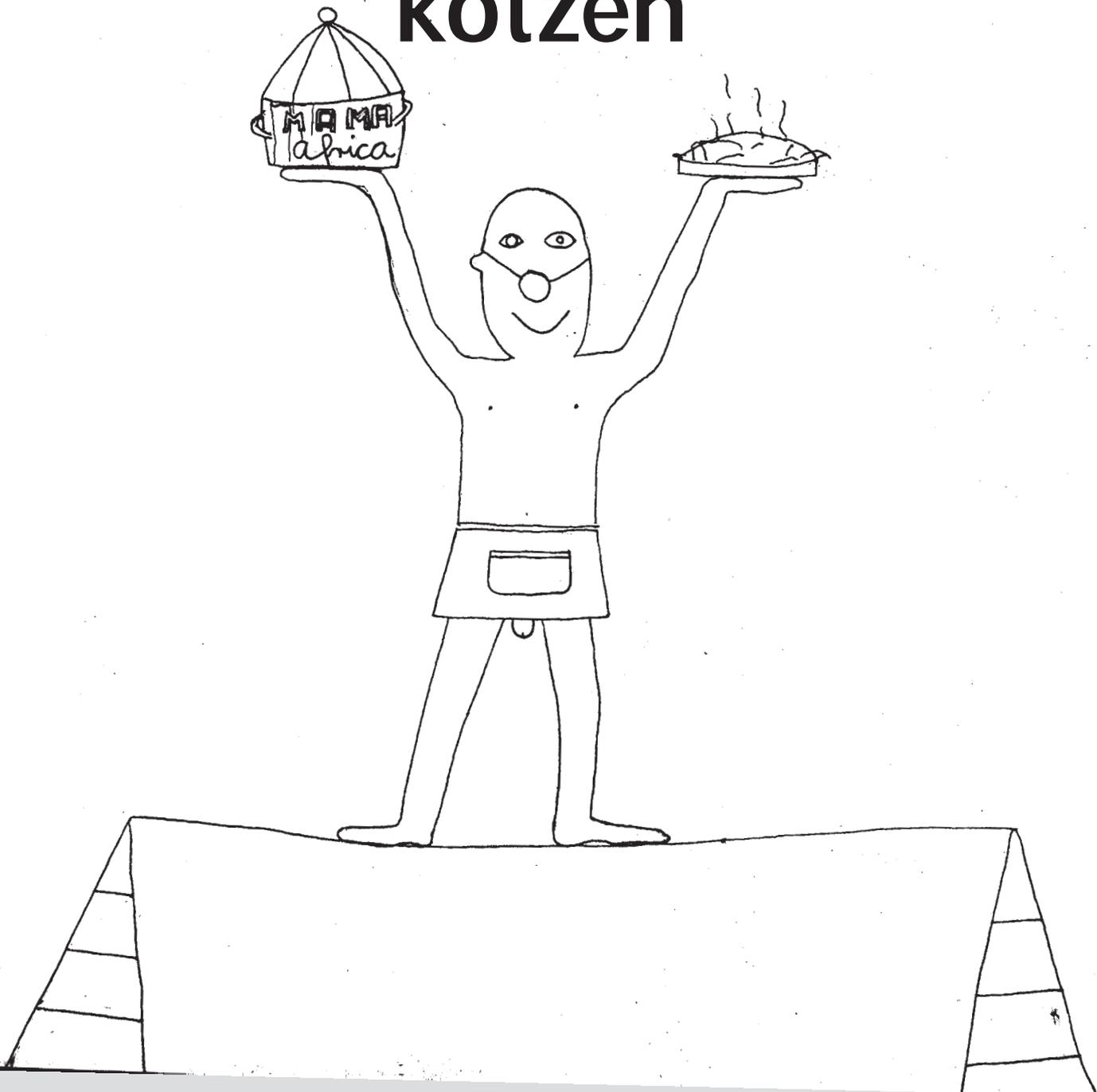


Über den Tellerrand kotzen



Der schmale Grat zwischen Engagement, Paternalismus und Elendsprofiteuren

Studierende profilieren sich mit ihrem Social Entrepreneurship Start-Up als sozial engagierte Jungunternehmer mit Hang zu Biobrot. Und ein Hamburger Ideenscout hat seine eigenen Ideen, was Flüchtlinge in St. Pauli brauchen. Aber was hat das mit den Interessen der Flüchtlinge zu tun? Ein Widerspruch von Christian Jakob

Die Okraschoten aus dem Hochland Ostafrikas waren ihnen bis dahin völlig unbekannt. Genauso wie die Rezepte für Erdnussbutter-Suppe aus Ghana oder Fisch-Eintopf aus Nigeria. Ein besonders gutes Rezept? „Ich habe mir gestern noch Biryani gekocht. Das ist ein Reisgericht mit Huhn, Curry und Rosinen“, sagt Carolin. Ninon ergänzt: „Wir haben viele exotische Zutaten, vor allem aus Afrika.“

Carolin und Ninon haben mit Asylsuchenden gekocht. Dabei hat Ninon „gemerkt, dass die meisten Flüchtlinge keine materiellen Dinge brauchen, sondern vor allem Begegnungen mit anderen Menschen.“ Zum Beispiel der Nigerianer Nasir. Sie hat zweimal mit ihm gekocht, „und das hat so viel Spaß gemacht, weil er so ein Strahlen mitbringt“.

Flüchtlinge brauchen keine materiellen Dinge, die strahlen auch so. Junge Kommunikationswissenschafts- und Wirtschaftsingenieurwesen-Studierende schon. Deswegen haben sie ein Start-Up gegründet und sich beim „Funpreneur-Wettbewerb“ der Freien Universität Berlin beworben. Die Zitate stammen aus diversen Zeitungsartikeln, die von ihrem Projekt handeln.

Viel Spaß mit Win-Win

Wer verstehen will, worum es dabei geht, muss wissen, dass das, was andernorts als politisches Engagement läuft, bei aufwärtsorientierten Nachwuchs-Akademikerinnen und Akademikern „Social Entrepreneurship“ heißt – soziales Unternehmertum, weil man dabei praktischerweise auch noch Geld verdient. Und wenn das Ganze besonders viel Spaß macht, heißt es eben „Funpreneur“.

„Nur fünf Euro Startkapital“ hatten sie. Dafür haben sie Lebensmittel gekauft und dann „im Flüchtlingscamp auf dem Oranienplatz gemeinsam mit dem Asylsuchenden Hassan eine Erdnussuppe gekocht“. Schnell merkten sie, berichten sie später, dass es eine „Win-Win-Situation“ ist: „Viel Spaß“ für die Asylbewerber, die sich beim Kochen gern über die Schulter schauen ließen und eine Bombenidee für sie.

Schnell habe es „Anfragen aus ganz Deutschland“ gegeben. Die Idee fand laut Nino Nachahmung in 15 Städten. Für sie und ihre Kollegen war „Kochen über den Tellerrand zu einem Vollzeitjob geworden“, denn das „Konzept wollten sie natürlich in der Hand behalten“. Es ging dann „weniger ums gemeinsame Kochen, das nach wie vor gepflegt werde“, als vielmehr um das Organisieren. „Das ist ein Job, der mir unheimlich viel Spaß macht“, beschrieb die Studentin, die demnächst

an der Elite-Universität Cambridge studieren will, der Hessisch-Niedersächsischen Allgemeinen die Situation.

Marktreife Revolutionierung des Integrationsprozesses

Einige Zeit später, so ist ihrer Pressemitteilung zu entnehmen, hatte das soziale Unternehmen „mit einem bislang einzigartigen Aufruf“ Menschen motiviert, auf „Flüchtlinge zuzugehen und sie zum gemeinsamen Kochen einzuladen“. Über soziale Medien habe das Team von Studierenden „knapp 100.000 Menschen“ erreicht und brachte, jawohl, „eine Bewegung ins Rollen.“

Einer der Gründer ist Rafael Strasser, Mitte 20, angehender Wirtschaftsingenieur. Er reüssierte zuvor schon mit dem Start-Up „CupCycle“, das „dem Müll den Kampf angesagt hat“ sowie bei „Room in a Box“, das „Ruck-Zuck-Betten“ aus Wellpappe zur Marktreife gebracht hat. Laut seinem eigenen Karriereportal-Eintrag wurde er dann „executive member“ des „refugee project ÜdTk“. Sein neues Wirken als „Social Entrepreneur Co-Founder bei ÜdTk“ erläutert er so: Mit „unserem all Profit-Ansatz treffen wir uns auf Augenhöhe, erleichtern die gegenseitige Wertschätzung“ und jetzt Achtung: „(r)evolutionieren so den Integrationsprozess“. „All Profit“ soll heißen: Sie verdienen Geld und die Flüchtlinge haben „ganz viel Spaß“.

Fast präsidialer Applaus und Kraut & Rüben

Dafür hat Strasser ein „Hochqualitäts-Kochkurs-Konzept“ designt, schreibt er. Er „kontextualisierte“ die Crowdfunding-Kampagne und koordiniert die „Subunternehmer“ für „Produktion, Vertrieb, Verkauf und Marketing des Buches“. Denn darum ging es neben dem Lebenslauf-Tuning: Ein kommerzielles Kochbuch und spendenfinanzierte Orga-Jobs.

Die „Lebensgefährtin des Bundespräsidenten Joachim Gauck honorierte unseren Ansatz“, schreibt Strasser. Sie kochte gemeinsam mit den Studierenden. „Große Freude“ herrschte auch, als eine Einladung ins Haus flaterte. Sie können ihr Projekt im Deutschen Pavillon auf der Expo in Mailand vorstellen. „Das ist einfach nur toll!“, sagt Ninon.

Irgendwann brauchten sie Hilfe, das heißt dann „up-sizen“. Das Praktikum wurde so beworben: „Wir sind eine Gruppe offener Idealisten mit einer unglaublichen Motivation, wir treiben uns selbst jeden Tag, um so viele Menschen wie möglich zu erreichen und der Welt unsere Vision mitzuteilen.“ Weil sie dafür den größten Teil des Tages gemeinsam verbringen müssen, behandeln

sie sich „wie die Mitglieder einer großen Familie“. Dazu „genießen wir jeden Morgen ein gemeinsames Frühstück im Büro (habt ihr Lust auf frisches Biobrot von Kraut & Rüben, hausgemachtes Apfelchutney und Ingwer-Limette-Pfefferminz-Tee?)“.

In Kompaktkursen bekam das Team Nachhilfe in Projektmanagement, Marketing, Vertrieb und Recht. „Jedes Team bekommt außerdem einen Paten aus der Wirtschaft. Ohne diese Unterstützung hätte uns wohl manchmal ein wenig die Struktur gefehlt“, sagt Bontu.

Unpolitisches Kotgeorgel

Die Start-Upper haben ungefähr jede Crowdfunding-Plattform, jeden Social Media-Kanal und jeden Presseverteiler, den es gibt, vollgespammt und darüber aufgeklärt, welche Apfelpampe sie sich auf ihr Vollkornbrot schmieren. Dazu glossy Fotoserien mit sich, Kochschürze, Löffel und Zahnpasta-Lächeln. Dabei hat dieses sogenannte Flüchtlingsprojekt es fertig gebracht, ihre gesamten Selbstdarstellung vollständig freizuhalten von politischen Hintergründen oder gar einer Position zur Asylpolitik. Auch die Flüchtlinge selbst tauchen nicht auf, ihre Lebensgeschichten sollen lediglich in einem Buch vorgestellt werden, allerdings „weit weg von Politik“.

Finanziell hat sich die Sache gelohnt: Mindestens 40.000 Euro sind allein per Crowdfunding zusammengekommen – Geld, das andere Initiativen, die den Namen „Flüchtlingsprojekt“ verdienen, nicht bekommen.

Am 19. Dezember erschien dann „Rezepte für ein besseres Wir: Koch mit uns über den Tellerrand“, 30 Rezepte, für 24,95 Euro, 2,50 Euro davon gehen an Pro Asyl. „ÜdTk“ soll, versteht sich, weitergehen. Die nächste Spendensammlung dürfte nicht lange auf sich warten lassen.

Man könnte sagen: Na und? Ein Kochrezept hergeben tut nicht weh. Wer weiß, vielleicht hat den Flüchtlingen die ganze Angelegenheit wirklich Spaß gemacht. Ein Schaden dürfte ihnen jedenfalls nicht entstanden sein. Bei anderen Formen des Helfertums ist das nicht immer so.

Bürgerbrücke zwischen St. Pauli und Lampedusa

Ein Beispiel ist Georg E. Möller aus Hamburg-St. Pauli. Der nennt sich „Ideenscout“. Und wie es sich für einen solchen gehört, hat er viele Pläne. Der Gruppe der protestierenden Flüchtlinge wollte der Hamburger Berater, der unter anderem für Opel, die Grünen oder

Deinhard Sekt tätig war, einen neuen Namen geben: „Lampedusa in St. Pauli“ statt „Lampedusa in Hamburg“. So sollte die Verbundenheit zwischen Protest und Stadtteil deutlich werden – und die Distanz zum Hamburger Senat.

Zwischen St. Pauli und der Mittelmeerinsel Lampedusa wollte Möller eine „Bürgerbrücke“ errichten. Keine schnöde Städtepartnerschaft soll das werden, nein, ein „Scharnier zwischen den Denkräumen Afrika und Europa“. Auf Lampedusa will Möller eine „Universität der Hoffnung“ eröffnen, mit zweiwöchigen Kursen, in denen sich Menschen aus Afrika und Europa „gegenseitig mit Know-how versorgen“. Im Sommer 2015 soll es losgehen, die Bürgermeisterin von Lampedusa, Giuisi Nicolini, habe er schon dafür begeistert, erklärte Möller.

Fundraising-Flüchtlingsboot-Mahnmal-Dingsbums

Außerdem will der Ideenscout ein Denkmal errichten: Ein Flüchtlingsboot aus Italien, mitten in Hamburg aufgestellt; zur Erinnerung an all die Toten, aber auch, um den Hamburgerinnen und Hamburgern zu zeigen, unter welch haarsträubenden Bedingungen Flüchtlinge das Meer überqueren. Zunächst soll das Boot auf Fundraising-Tour gehen – etwa in Theaterfoyers, um damit Spenden zu sammeln. Das Boot will er „vermutlich in einem Akt zivilen Ungehorsams“ aufstellen – schließlich werde sich der Senat nicht gegen seine eigene Politik stellen und das Denkmal genehmigen.

Möller, der unter anderem das von Kulturprominenz unterzeichnete „St. Pauli Manifest“ (www.wirsindmehr.de) zur Unterstützung der Flüchtlinge anschob, ist einer von Hunderten Förderern von „Lampedusa in Hamburg“. Seit die Gruppe auf den Plan trat, hat sie eine kaum zu überblickende Zahl an Menschen für sich mobilisiert. In einer Stadt, in der linke und kirchliche Gruppen seit vielen Jahren zum Thema Flucht arbeiten, bekam Flüchtlingssolidarität eine nie gekannte Dimension – und Heterogenität.

Nicht immer deckungsgleiche Interessen

Das Beziehungsgeflecht zwischen den Unterstützerinnen und Unterstützern und den Flüchtlingen ist dabei komplex: Ohne Menschen wie Möller, die auf ihre eigene Weise die Flüchtlinge unterstützen, wäre der Protestzyklus längst abgeebbt. Doch die Interessen der Flüchtlinge und jener, die ihnen helfen, sind nicht immer deckungsgleich. Während die Geflüchteten sich in erster Linie für einen Aufenthaltstitel interessieren, sagt Möller: „Ich will den Senat stürzen.“

was tun?!

Als Möller seinen Bootsplan den Flüchtlingen vorstellte, erinnert sich der Nigerianer Friday Emitola von „Lampendusa in Hamburg“, gab es Skepsis. Nicht alle hielten dies für den besten Weg, ihre Geschichte zu erzählen. „Viele fragten: Wären nicht andere Dinge wichtiger, als ein solches Boot zu holen? Wir leben von der Hand in den Mund – könnte man das Geld nicht sinnvoller anlegen?“

Unklare Finanzierung, unklare Profiteure

6.000 Euro, sagt Emitola, soll das Bootsprojekt gekostet haben. Möller hält sich dazu bedeckt. Weder will er sagen, wer ihm das Geld gegeben hat, noch, wie viel er für das Boot bezahlt oder wem er es abgekauft hat. Eine ähnlich sparsame Informationspolitik fährt er gegenüber den Flüchtlingen: „Wir wollten wissen, von wem das Geld kommt und direkt mit der Person sprechen“, sagt Emitola. Doch Möller gab die Identität nicht preis. „Gute, nette Menschen. Vertreter des wohlhabenden, liberalen Bürgertums“, sagte er dazu nur.

Auch die Verhandlungen um den Kauf des Bootes habe Möller erledigt, ohne sie zu beteiligen, sagt Emitola. Er erinnert daran, dass es für Spendenbereite oft nicht zu unterscheiden ist, wer genau Spendenakquise im Namen der Flüchtlinge betreibt. Der Grat zwischen Engagement, Paternalismus und Profiteuren des Elends ist nämlich manchmal schmal.<

Fragebogen Nr.1

23 Jahre, weiblich, Dienst in Ruanda bei der Vereinten Evangelischen Mission

Was hast Du gemacht?

Englischunterricht mit Schülern und Angestellten der Diözese

Warum hast Du den Dienst gemacht?

Ich wollte noch mal „raus“, etwas lernen über mich, über eine andere Kultur und über andere Lebensweisen, bevor ich mich ins Studium stürzen sollte.

Was hast Du durch den Dienst gelernt?

Ich habe gelernt, was mir wichtig ist, wo meine Stärken und Schwächen liegen und wie man mit schrecklichen Chefs umgeht.

Was war dein positivstes Erlebnis?

Freundschaften zu schließen. Plötzlich nicht mehr „die Weiße“ zu sein, sondern „eine von den Ruanderinnen“.

Was war Dein negativstes Erlebnis?

Als der Bischof mich vor der versammelten Jugend mit Lügen bloßgestellt hat und ich somit mein ganzes Vertrauen in alle zunächst verloren hatte.

Welche Probleme ergaben sich während dem Dienst?

Zu wenig Arbeit, „Rollenprobleme“ als Mädchen.

Wolltest Du irgendwann abbrechen?

Ja, als mein Chef und Bischof mich systematisch rausmobben wollte, da ich ihm als junge Frau zu selbstständig und selbstbewusst war und eigene Wege gehen wollte.

Haben sich Deine Erwartungen vor dem Dienst bestätigt?

Ja, ich habe viel über mich gelernt. Wo meine Grenzen sind, was ich bereit bin aufzugeben und was mir wichtig ist. Über Ruanda, die Kultur und Menschen, habe ich auch sehr viel gelernt.

Hat Dein Geschlecht eine Rolle gespielt?

Ja, sehr stark. vor allem in der Interaktion mit meinem Chef/Bischof, der mich für eine Frau zu selbstbewusst und selbstständig fand und somit ein schlechtes Vorbild für andere Mädchen in der Gemeinde.

MEIN

